Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 54 (1995)

Artikel: Politik, Theorie und die Kategorie "Geschlecht" : ein Diskussionsbeitrag zum Thema "Erziehung und Geschlechterdifferenz"

Autor: Bürgin, Ariane

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883041

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Studia Philosophica 54/95

ARIANE BÜRGIN

Politik, Theorie und die Kategorie ‹ Geschlecht ›

Ein Diskussionsbeitrag zum Thema ‹ Erziehung und Geschlechterdifferenz ›

Es ist die in jüngster Zeit erneut diskutierte Frage um Nutzen und Nachteil der Koedukation, welche die Dimension der Geschlechterdifferenz wieder zu einem Thema in pädagogischen Diskussionen machte. Sie dient mir denn auch als Ausgangspunkt, um den Begriff der Geschlechterdifferenz, den ich in meinem Referat in den Vordergrund stellen möchte, von verschiedenen Kontexten aus zu beleuchten: Zum einen werde ich die in gleichstellungspolitischen Zusammenhängen geführte Gleichheits-Differenz-Debatte kurz skizzieren; sie hat mit der Koedukationsdebatte die Frage gemeinsam, welche Funktion und welcher Stellenwert der Geschlechterdifferenz im Verhältnis zur Forderung nach Gleichberechtigung zuzuweisen ist. Zum anderen möchte ich einen Blick auf die in der feministischen Theorie neuerdings geführte Diskussion um die Kategorie ‹ Geschlecht › werfen. Hier wird das Denken der Differenz auf neue Weise herausgefordert: Im Mittelpunkt steht nun nicht mehr die Frage, wie Gleichheit und Differenz zu vermitteln sind, sondern in expliziterer Weise als bisher, wie die Kategorie ‹ Geschlecht › zu bestimmen, ja ob sie überhaupt noch zu verwenden ist im Hinblick auf eine Politik und eine Theorie, deren Ziel die Veränderung der bislang hierarchisierten Geschlechterverhältnisse ist.

Noch vor wenigen Jahren war man davon überzeugt, dass der koedukativ geführte Unterricht der Inbegriff einer fortschrittlichen, die Gleichstellung der Geschlechter fördernden Schulpraxis sei. Die Bildungsinhalte für Mädchen, einst auf deren zukünftige soziale und familiäre Rolle ausgerichtet, wurden mit wenigen Ausnahmen an diejenigen der Jungen angeglichen: Mädchen sollten nicht nur gleichwertiges, sondern gleiches Wissen wie die Jungen gelehrt bekommen; und so wurden ihnen, zumindest prinzipiell, die Tore zu all den Aus-

bildungsstätten geöffnet, die bislang nur dem männlichen Geschlecht vorbehalten gewesen waren.

Was einmal ein zentrales Strukturprinzip für Orte und Inhalte von Erziehung und Bildung war, ist mit der Einführung eines gemischtgeschlechtlichen Unterrichts inzwischen, zumindest bildungspolitisch, zu einer quantité négligeable herabgesunken. Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, dass die Dimension der Geschlechterdifferenz während meiner Schulzeit noch anderswo als da zur Sprache kam, wo es, etwa im Aufklärungsunterricht oder bei gemeinsamen Klassenreisen, um den anatomischen Unterschied und das damit zusammenhängende Risiko ungewollter Schwangerschaften ging. Trotzdem aber blieben geschlechtsspezifische Muster sowohl hinsichtlich des Verhaltens als auch der Interessen, Vorlieben und späteren Berufswahl hartnäckig weiter bestehen.

Heute ahnt man, dass die an die Koedukation geknüpften Hoffnungen deshalb nicht in Erfüllung gehen konnten, weil man in gut emanzipatorischer Absicht aus der Geschlechterdifferenz als einem negativen Faktor der Ausgrenzung einen bedeutungslosen zu machen versuchte. Der Glaube an die fortschrittliche Kraft formaler Gleichbehandlung lässt nämlich übersehen, dass nach wie vor, auch wenn meist unbeabsichtigt und unbewusst, Bewertungs- und Verhaltensmuster wirksam sind, die sich für Mädchen als nachteilig erweisen : So sind beispielsweise die guten Leistungen bei den Jungen Zeichen ihrer Intelligenz, bei den Mädchen aber ihres Fleisses und ihrer Disziplin ; umgekehrt ist es Faulheit und Ungehorsam, die beim Schüler, Unfähigkeit aber, die bei der Schülerin zum Misserfolg führen – eine Einschätzung, die mit dem Umstand korreliert, dass Schüler durchschnittlich mit mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung von seiten ihrer Lehrer und Lehrerinnen rechnen können als ihre Kolleginnen[1].

Es sind aber auch die Lerninhalte selbst und die Art und Weise, wie diese angeeignet werden, die zum grossen Teil mehr den Bedürfnissen der Jungen als denen der Mädchen entsprechen. Untersuchungen zum Thema ‹ Mädchenbildung und neue Technologien › illustrieren dies anschaulich : Darin zeigten sich sowohl Mädchen wie auch

1 Vgl. hierzu Marianne HORSTKEMPER, « Koedukation in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern – zweifelhafter Gewinn für die Mädchen oder Entwicklungschancen für alle ? », in : A. GRABOSCH/A. ZWÖLFER (Hg.), *Frauen und Mathematik.* Die allmähliche Rückeroberung der Normalität?, Tübingen 1992, S. 91-111.

Jungen gleich interessiert, den ‹ Umgang mit Computern › zu lernen; ein genaueres Nachfragen aber ergab, dass unter ‹ Umgehen mit etwas › sehr Verschiedenes verstanden wurde: waren die Jungen vor allem daran interessiert, das technische Funktionieren und die Bedienung des Computers kennenzulernen, so wollten die Mädchen auch etwas über die gesellschaftliche Bedeutung der Computertechnologien und deren geschichtlicher Entwicklung erfahren - ein Interesse, dem die in der Untersuchung ausgewerteten Lehrpläne nicht entgegenkommen. Es lässt sich vermuten, dass das spätere Desinteresse von Mädchen an Computertechnologien unter anderem auch daher rührt, dass ihre andersgeartete anfängliche Neugier, ihr Bedürfnis nach einer Kontextualisierung der Lerninhalte, zu wenig Berücksichtigung erfuhr und sich damit nicht entfalten konnte[2].

Aus all den Untersuchungen zur Koedukation muss deshalb der paradox anmutende Schluss gezogen werden, dass es vor allem die Jungen sind, die von koedukativ geführten Schulen profitieren - nicht zuletzt aufgrund des besseren sozialen Klimas, das die Mädchen bereitstellen. Was Schulleistungen, Interessenvielfalt, Berufsmotivation und Selbstvertrauen anbelangt, scheint es dagegen für Mädchen vorteilhafter zu sein, in Mädchenschulen oder Mädchenklassen unterrichtet zu werden.

Die Kontroverse um die Koedukation macht deutlich, was in der Gleichstellungsdebatte nun beinahe schon ein Gemeinplatz ist: Eine wirkliche, substantielle Gleichheit zwischen den Geschlechtern kommt nicht allein dadurch zustande, dass die bislang dem männlichen Geschlecht vorbehaltenen Wissensinhalte und gesellschaftlich relevanten Bereiche nun einfach auch Frauen zugänglich gemacht werden. Simone de Beauvoir's Strategie, dass die Befreiung der Frau aus den patriarchalen Rollenzwängen über die « Anpassung » an die « Ideenwelt » der Männer[3] zu erreichen sei, hat sich als nur begrenzt gangbar und zumeist als Pyrrhussieg erwiesen.

Die Einsicht, dass der Faktor ‹ Geschlecht › berücksichtigt werden muss, wenn die Etablierung einer falschen, weil Unterschiede ignorierenden Neutralität vermieden werden soll, führt nun aber zu einer

2 Vgl. hierzu Anneliese DICK, « Die Problematik der Koedukation im mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht », in: GRABOSCH/ZWÖLFER, ebd., S. 114-133.

3 Simone DE BEAUVOIR, *Das andere Geschlecht* (1949), Hamburg 1990, S. 667.

weiteren Schwierigkeit : Die Gleichstellungsdebatte sieht sich nämlich mit dem Dilemma konfrontiert, dass sowohl die Leugnung wie auch die Beachtung der Differenz das Risiko in sich trägt, den Geschlechtsunterschied in seiner hierarchisierten Form fortzuschreiben – ein Dilemma, das auf die äusserst ambivalente Funktion zurückzuführen ist, welche die Kategorie ‹ Geschlecht › in allen Bereichen des Lebens bis heute eingenommen hat : Fungierte sie Jahrhunderte lang als Legitimationsinstanz für Ausschluss und Unterordnung, so ist sie heute ein unverzichtbares Instrument, das die einseitigen, an männlichen Lebensmustern ausgerichteten Konzeptionen des gesellschaftlichen Lebens zu entlarven und zu korrigieren erlaubt.

Anlass zur Uneinigkeit in der Gleichstellungsdebatte bildet denn vor allem die Frage, *in welcher Weise* die Differenz zu berücksichtigen und in die politische Praxis einzubinden ist.

Die Kontroverse zwischen der Rechtswissenschaftlerin Bettina Sokol und der Philosophin Andrea Maihofer kann diesbezüglich als exemplarisch gelten : Sokol vertritt die Position, dass die Tendenz zur Angleichung vermieden werden kann, wenn die inhaltliche Bestimmung des Massstabes der Gleichheit so erweitert wird, dass die bis anhin ausgegrenzten weiblichen Lebensumstände integriert werden können. Den Zwang zur Anpassung sieht sie dementsprechend nicht darin, dass mit der Gleichheitsforderung ein allgemeingültiger Massstab verbunden ist ; vielmehr ist es gerade diese Allgemeingültigkeit, welche die Voraussetzung bildet für eine nichtdiskriminierende politische Praxis. Ihr kritischer Ansatz besteht also darin, die gegenwärtige Umsetzung des Gleichheitssatzes an seinem eigenen normativen Massstab zu messen, weshalb es ihr zufolge auch nicht dieser selbst ist, der das Problem darstellt, sondern seine immer noch unzureichende Realisierung[4].

Demgegenüber richtet sich Maihofers Kritik nicht allein auf die Kluft zwischen Idealität und Faktizität : Sie besteht darauf, dass nicht nur die inhaltliche Bestimmung der jeweiligen Massstäbe, sondern die

4 Bettina SOKOL, « Gleichheit und Differenz in ihren rechtspraktischen Wirkungen », in: S. ALTERMATT u.a. (Hrsg.), *Differenz und Gleichheit in Theorie und Praxis des Rechts*. Publikation des fünften schweizerischen feministischen Juristinnenkongresses, Basel 1995, S. 33-45. Eine ähnliche Position vertritt Ute Gerhard in ihrem Aufsatz « Bürgerliches Recht und Patriarchat », in: U. GERHARD u.a. (Hrsg.), *Differenz und Gleichheit*, Frankfurt a. M. 1990, S. 188-204.

dem Gleichheitsbegriff inhärente Logik des Einen es ist, die das Moment der Angleichung und damit der Hierarchisierung von Differenz in sich trägt. Denn diese erlaube es nicht, Differenzen als für sich wahre, ohne Bezug auf ein die Gültigkeit verbürgendes allgemeines Drittes zu denken. Sie plädiert deshalb für die Entwicklung eines auf einer pluralen Logik basierenden Normensystems, das erlauben würde, mehr als nur *eine* Form der Menschenwürde, der Rationalität und der Moralität zu denken[5].

Die unterschiedliche Einschätzung des emanzipatorischen Gehalts des Gleichheitsbegriffes, das den skizzierten Positionen zugrundeliegt, steht meiner Meinung nach in Zusammenhang mit einer, wenn auch oft nur implizit zum Ausdruck kommenden, unterschiedlichen Bestimmung und Konzeptualisierung der Geschlechterdifferenz : Nicht zufällig wird Sokol die Einschätzung zu ihrer Richtschnur machen, dass den Frauen im wesentlichen ihre Diskriminierung gemeinsam ist, weshalb erstes Ziel sein müsste, die daraus resultierenden einengenden Geschlechtsstereotypen und Rollenverhalten aufzubrechen[6]. Führt sie mit dieser negativen Bestimmung der Differenz vor allem die Nachteile einer geschlechter*blinden* Politik ins Feld, so impliziert Maihofers Plädoyer für eine Pluralisierung der Beurteilungsmassstäbe die Forderung nach einer Um- und Aufwertung der Differenz selber. Ihr zufolge ist nämlich die Geschlechterdifferenz in ihrer heutigen Form nicht allein als Resultat der gesellschaftlichen Unterdrückung der Frau, sondern « ebensosehr (als) Resultat der Selbststilisierung der Frauen [...], ihres Widerstandes, ihrer List wie ihrer subversiven Umwertungen » zu beurteilen[7].

Trotz der dargestellten Divergenzen lässt sich aber sagen, dass beide Ansätze die schwierige Aufgabe zu meistern suchen, die Berücksichtigung der Differenz nicht allein als « Schutz » oder « Kompensation » zu denken ; diese in der heutigen Gleichstellungspolitik bezeichnenderweise noch durchaus gängige Begrifflichkeit legt es nämlich nahe, dass es allein die Lebenssituationen von Frauen sind,

5 Andrea MAIHOFER, « Gleichberechtigung in der Differenz oder Gleichheit *und* Differenz. Zur Kritik des herrschenden Gleichheitsverständnisses », in : J. GEBHARDT/R. SCHMALZ-BRUNS (Hg.), *Demokratie, Verfassung und Nation*, Baden-Baden 1994, S. 345-363, S. 356.

6 SOKOL, ebd., S. 42.

7 MAIHOFER, ebd., S. 361.

die als mangelhaft zu gelten haben und deswegen an den männlichen Standard heranzuführen sind.

Der Faktor der Geschlechterdifferenz wird von Sokol und Maihofer also nicht allein deshalb berücksichtigt, um das Missverhältnis zwischen (unhinterfragtem) emanzipatorischem Ziel und konkreter Lebensrealität zu lindern, sondern um den möglichen Androzentrismus von Rechtsnormen und Politikkonzeptionen selbst in den Blick zu bekommen.

Die Debatte um Gleichheit und Differenz scheint nun aber von einer Kontroverse in den Hintergrund gedrängt zu werden, in welcher nicht mehr die Frage « Gleichheit oder Differenz » im Zentrum steht, sondern die Kategorie ‹ Geschlecht › selbst in den Mittelpunkt der Diskussion gerät. Die provokantesten Richtungen innerhalb dieser Debatte, die grösstenteils um Judith Butlers Buch ‹ Gender Trouble › kreist, besinnen sich auf die Äusserung von Simone de Beauvoir, dass es eine wirklich freie Existenz für Frauen nur « jenseits der geschlechtlichen Differenzierung geben könne »[8]; und so wird weniger eine Enthierarchisierung des Geschlechterverhältnisses anvisiert als vielmehr über eine Welt spekuliert, in der es viele oder gar keine Geschlechter mehr geben wird.

Die Debatte um die Kategorie ‹ Geschlecht › ist äusserst vielschichtig[9]: Nicht nur beteiligen sich mehrere Disziplinen daran, es werden auch Positionen formuliert, die so disparat sind, dass sie schwer, ja teilweise gar nicht mehr zu vermitteln sind. Trotz aller Divergenz besteht m.E. aber ein gemeinsamer Nenner: In ihrer Praktikabilität hinterfragt wird die in der feministischen Theorie seit den 70er-Jahren verwendete Unterscheidung zwischen ‹ sex › als dem biologischen Geschlecht einerseits und ‹ gender › als dem soziokulturellen Geschlecht andererseits – ein der angloamerikanischen Diskussion entlehntes begriffliches Instrumentarium, das eingesetzt wird, um das mit der Geschlechterdifferenz einhergehende hierarchisierte Rollenverständnis nicht als natürlichen Effekt der biologischen Zwei-

8 BEAUVOIR, ebd., S. 666.

9 Nach Fertigstellung dieses Textes sind zwei neue Sammelbände der Reihe ‹ Gender Studies › des Suhrkamp-Verlages erschienen, in denen die Diskussion fortgeführt wird: Theresa WOBBE/Gesa LINDEMANN (Hrsg.), *Denkachsen*. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht, Frankfurt a.M. 1994; Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse und Politik*, Frankfurt a.M. 1994

geschlechtlichkeit, sondern als Resultat der Geschichte und Kultur und damit als veränderbar zu begreifen.

Kritisiert wird nun, dass die begriffliche Differenzierung von ‹sex› und ‹gender› Gefahr laufe, eine Vorannahme zu perpetuieren, mit der eine naturalistische Auffassung des Geschlechts nicht wirklich verabschiedet, sondern allein verschoben werde : die Auffassung nämlich, dass wir es auf der einen Seite mit einem anatomisch eindeutig fixierbaren Körper zu tun haben, der sich jenseits von Kultur und Geschichte als unveränderliche Konstante durchhält, und der sich uns dann, auf einer anderen Ebene quasi, in seiner kultur-, epochen - und klassenspezifischen Ausprägung zeigt[10]. Diese Trennung, die der allgemeinen Arbeitsteilung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften entspreche[11], provoziere die traditionelle Vorstellung, dass das biologische Geschlecht das eigentlich reale, primäre sei, während das soziale Geschlecht die blosse Überformung eines natürlichen Substrats darstelle. Eine Auslegung, die tatsächlich problematisch ist, da sie uns nicht nur die aporetische Frage beschert, wo denn die Natur aufhört und wo die Kultur anfängt, sondern die auch verhindert, bestimmte kulturelle Phänomene adäquat erfassen zu können : z.B. das bis ins 18. Jahrhundert geltende Eingeschlecht-Modell, das von einer strukturellen Ähnlichkeit der weiblichen und männlichen Geschlechtsorgane ausgeht, trotzdem aber eine scharfe Trennung der sozialen Geschlechter vorsieht[12], oder das Phänomen des dritten Geschlechts in einigen nordamerikanischen Indianerkulturen, das nicht mit Verweis auf ein homoerotisches Begehren erklärt werden kann, sondern Ausdruck einer Präferenz für die andersgeschlechtliche Arbeit und soziale Rolle ist[13]. Beide Beispiele zeigen, dass die unser Denken bestimmende Vorstellung, dass es die sexuelle Natur ist, die der gesellschaftlichen Realität vorausgeht und deren soziale Richtlinien und Normen wenn auch nicht gänzlich prägt, so doch in Umrissen vorskizziert, selbst als

10 Vgl. hierzu u.a. Barbara DUDEN, *Geschichte unter der Haut*. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1991, S. 7ff.

11 Gesa LINDEMANN, « Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechtskonstruktion », in : *Feministische Studien* 2 (1993), S. 44-54, S. 45.

12 Vgl. Thomas LAQUEUR, *Auf den Leib geschrieben*. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud (1990), Frankfurt a.M./New York 1992.

13 Vgl. Harriet WHITEHEAD, « The bow and the burden strap : a new look at institutionalized homosexuality in native North America », in : S.B. ORTNER/ H. WHITEHEAD (Hg.), *Sexual Meanings*. The Cultural Construction of Gender and Sexuality (1981), Cambridge 1991, S.80-115.

ein historisch gewachsenes Verständnis des Verhältnisses von Kultur und Natur anzusehen ist.

Übereinstimmung in der Kontroverse um die Kategorie ‹ Geschlecht › besteht also darin, dass mit der sex/gender-Unterscheidung ein « latenter Biologismus » fortgeschrieben wird[14], wenn mit ‹ sex › von kulturellen Deutungen unabhängige, biologisch eindeutig identifizierbare Geschlechtsunterschiede gemeint sind. Streitpunkt bildet nun aber die Frage, ob die sex/gender-Unterscheidung modifiziert oder aber das ‹ Geschlecht › als Analysekategorie gänzlich verabschiedet werden soll.

Die Befürworterinnen einer Verabschiedung der Kategorie ‹ Geschlecht › argumentieren, dass politische Strategien, die eine blosse Enthierarchisierung der Differenz anstreben, wie auch theoretische Ansätze, die in ideologiekritischer Absicht verlorengegangene Traditionen weiblicher Tätigkeiten und weiblichen Widerstandes sichtbar machen oder auf die Androzentriertheit von Theorien und gesellschaftlich-kulturellen Einrichtungen hinweisen, das Geschlecht wiederum als bedeutungstragend voraussetzen und damit das Konstrukt der Zweigeschlechtlichkeit unreflektiert reproduzieren. Dies sei deshalb fatal, weil es gerade die Geschlechterunterscheidung sei, die « die Bedingung der Möglichkeit der Benachteiligung von Frauen » herstellt[15]. Da Hierarchie ohne vorhergehenden Akt der Differenzierung nicht denkbar sei, sei es naiv, allein die « Auslegung der Differenz » auf ihre die Geschlechterhierachie legitimierende Funktion zu hinterfragen[16]. Eine wirkliche Veränderung des Geschlechterverhältnisses sei nämlich solange nicht möglich, als die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit nicht selbst ins Zentrum der Analyse gestellt werde.

Die Aufforderung, die Geschlechterdifferenz nicht als gegeben hinzunehmen, sondern nach den vielfältigen kulturgeschichtlichen Verfahren ihrer Konstruktion zu fragen, scheint mir für feministische

14 Regine GILDEMEISTER/Angelika WETTERER, « Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung », in : G.-A. KNAPP/A. WETTERER (Hg.), *Traditionen. Brüche*. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i.B. 1992, S. 201-254, S. 207.

15 Stefan HIRSCHAUER, « Dekonstruktion und Rekonstruktion », in : *Feministische Studien* 2 (1993), S. 55-67, S. 65.

16 WETTERER/GILDEMEISTER, ebd., S. 228.

Forschung unhintergehbar zu sein. Fragwürdig finde ich denn auch nicht diesen Ruf nach einer, wie es Judith Butler in Anlehnung an Foucault nennt, ‹ genealogischen Kritik der Geschlechter-Kategorien ›[17], sondern bestimmte Vorannahmen, mit denen eine solche meint operieren zu müssen :

Die eine Vorannahme ist, dass eine genealogische Kritik der Geschlechterkategorien nur dann ihren Namen verdient, wenn sie die Voraussetzung, dass der Geschlechtskonstruktion ein geschlechtlich unterscheidbarer Körper vorgängig ist, als Ideologie entlarvt und verabschiedet[18]. ‹ Sex › sei nicht einfach als untrennbar von ‹ gender › zu verstehen, als etwas, das immer nur über unsere Sinne und unsere Sprache vermittelt erfahrbar ist, sondern ‹ sex › sei vollständig in ‹ gender › aufzulösen. Dementsprechend sind es nicht spezifische historische und kulturelle Diskurse, die das Geschlecht in seiner jeweiligen Bedeutung konstituieren ; vielmehr ist der geschlechtlich differenzierte Körper allein Produkt von, so die entsprechende Terminologie, « modernen Bezeichnungs-, Regulierungs- und Normalisierungsverfahren »[19] - ein Ansatz, den die Philosophin Hilge Landweer treffend als « Diskursontologie »[20] kritisiert und dem sie entgegenhält, dass « von der prinzipiell diskursiven Konstruktion unserer Welt auszugehen » nur Sinn macht, « wenn das Diskursive von einer Realität jenseits des Sprachlichen unterschieden ist »[21]. Tatsächlich ist es nicht einsichtig, weshalb ein diskurstheoretischer Ansatz wie derjenige von Judith Butler eine vordiskursive Realität überhaupt zu leugnen braucht, wo diesem zufolge doch der Diskurs allein es ist, dem sinn- und bedeutungsstiftende Wirkung zugeschrieben werden kann. Dies führt mich zur zweiten Vorannahme, die mir vor allem den

17 Judith BUTLER, *Das Unbehagen der Geschlechter* (1990), Frankfurt a.M. 1991, S. 9.

18 Besonders deutlich wird diese Vorannahme in Butlers Kritik an den Formulierungen von Foucaults Schrift « Nietzsche, die Genealogie, die Historie » (in : Michel FOUCAULT, *Von der Subversion des Wissens*, München 1974) : Butler erachtet Foucaults Genealogie, die zeigen will, wie « dem Leib [...] sich die Ereignisse ein(prägen) » (Foucault, ebd., S. 75), deshalb als problematisch, weil er damit « eine der Bedeutung und Form vorgängige Materialität vorauszusetzen » scheine (Butler, ebd., S. 193).

19 Sabine HARK, « Queer Interventionen », in : *Feministische Studien* 2 (1993), S. 103-109, S. 104.

20 Hilge LANDWEER, « Herausforderung Foucault », in : *Die Philosophin* 7 (1993), S. 8-18, S. 16.

21 LANDWEER, ebd., S.15.

Arbeiten von Regine Gildemeister, Angelika Wetterer und Stefan Hirschauer zugrundezuliegen scheint.

Dieser gemäss erschwert bereits die Unterscheidung zweier Geschlechter die Einrichtung nichthierarchischer gesellschaftlicher Verhältnisse. Diese Behauptung liesse sich zwar allein schon anhand ethnographischer Beispiele vormoderner geschlechtssymmetrischer Gesellschaften widerlegen, doch möchte ich meine Kritik auf einer prinzipielleren Ebene ansetzen: Auch wenn es stimmt, dass Hierarchien ohne unterscheidende Klassifikation nicht denkbar sind, scheint es mir ziemlich fatal (und überdies aussichtslos) zu sein, die Hoffnung auf eine Gesellschaft ohne Herrschaftsstrukturen an die Bedingung zu knüpfen, dass Differenzen nicht nur nicht gedacht werden dürfen, sondern dass es sie auch gar nicht gibt. Ein solcher Ansatz steht nämlich in paradoxer Nähe zur Grundannahme des biologischen Determinismus, welche besagt, dass gesellschaftliche Ungleichheit und Unterdrückung aus sexuellen (und ethnischen) Differenzen abgeleitet werden können[22].

Zudem scheint mir hier auch die Frage unbeantwortet im Raum zu stehen, ob es eine Gesellschaft ohne Differenzierung überhaupt gibt. Angenommen es ist so, dass « die Unterscheidung als Idee [...] notwendig (ist) für eine Gesellschaft »[23], dann ist eine Politik, die, um Gerechtigkeit zu etablieren, auf das Ungedachtsein oder die Eliminierung von Differenz angewiesen ist, unrealistisch, ja gefährlich. Denn auch wenn sich die Geschlechterdifferenz als dekonstruierbar erweisen sollte, wird eine Gesellschaft – vorausgesetzt, die obige Prämisse stimmt – andere Differenzen schaffen, die an deren Stelle als Klassifikationskriterium und damit als Bedingung der Möglichkeit von Benachteiligung fungieren können. Vor einem solchen Hintergrund denke ich, dass eine politische Theorie ihren Ausgangspunkt bei der Unhintergehbarkeit von Differenz nehmen muss.

Der « (implizite) ‹ Sieg › der Egalitätsposition », der aus der Strategie der Entdifferenzierung folgt[24], kann überdies nur dann als unproblematisch erachtet werden, wenn das Problem der Hierarchisierung allein auf die Konstruktion von Differenz zurückgeführt wird, ohne

22 So die Kritik von Herta NAGL-DOCEKAL, « Geschlechterparodie als Widerstandsform? », in : *Frankfurter Rundschau*, 29.6.93.

23 Monique DAVID-MÉNARD, « Körper der Lust. Ein Gespräch », in : *Die Philosophin* 10 (1994), S. 85-94, S. 89.

24 Hilge LANDWEER/Mechthild RUMPF, « Einleitung », in : *Feministische Studien* 2 (1993), S. 4.

darauf zu reflektieren, ob dieser historisch spezifische Konstruktionsprozess nicht vielleicht auch mit den theoretischen Prämissen des Gleichheitsideals selbst und den damit in Zusammenhang stehenden Konzeptionen von Politik in Verbindung gebracht werden müsste[25].

Grundsätzlich erachte ich es für problematisch, dass die sicherlich denkenswerte Utopie einer Gesellschaft, in der es keine oder eine Vielzahl von Geschlechtern gibt, nicht als solche, das heisst als Vision, deklariert, sondern als Wahrheit gehandelt wird, die der *richtigen* Dekonstruktion und damit dem Aufweis, wie die Verhältnisse *tatsächlich* sind, notwendig entspringen soll. Das zu Recht angeprangerte « Gleichheitstabu », dem entsprechend Männer und Frauen unterschieden werden *müssen*[26], scheint durch das neue Tabu der Differenz abgelöst zu werden. Deshalb kann ich mich Hilge Landweer wiederum nur anschliessen, wenn sie meint, dass « immer nur neue Mythen und Geschichten über das Geschlecht erzählt » werden können, weil es nämlich den « scheinbar neutralen Punkt », von dem aus

25 Was sich nämlich seit dem 18. Jahrhundert beobachten lässt — zu dem Zeitpunkt, als das Gleichheitsprinzip zur unanfechtbaren Maxime politischer Gerechtigkeit erhoben wurde —, ist ein Prozess der Konstruktion bzw. der Ausgliederung von Differenz in zweierlei Richtungen: einmal in den Diskurs der Naturwissenschaften, welcher sich die Konzeptualisierung sowohl des (weiblichen) Geschlechts wie auch der Rasse zur Aufgabe machte, und zum anderen in den privaten Bereich, der seither als Sphäre all jener Unterschiede und Besonderheiten in Erscheinung tritt, von denen sich die Gleichheitsmaxime als Prinzip der Unparteilichkeit und Abstraktion zu distanzieren hat. Anstatt nun aber diese moderne Konstruktion eines weiblichen Körpers und eines weiblichen Raumes allein als Gegendiskurs zur politischen Herausforderung der Gleichheitsprämisse zu lesen, gilt es m.E. zu fragen, ob nicht beide Diskurse, der Gleichheits- wie der Differenzdiskurs, als im gleichen begrifflichen und kategoriellen Rahmen befangen zu betrachten sind. Die Schwierigkeiten heutiger Versuche, Differenz zu denken, wären dann darauf zurückzuführen, dass dies im Kontext oder im expliziten Bezug auf eine politische Denktradition geschieht, die in ihrer Absicht, die Schichten und Gruppen hierarchisierende Gesellschaftsordnung des ancien régime aufzubrechen, der Denk- und Politikfigur der Differenz keine öffentliche, politisch anerkannte Stellung und Funktion mehr zuweisen konnte, so dass diese in die ‹ Heimlichkeit › der Privatsphäre verlagert oder von den Naturwissenschaften durch eine sogenannt empirische Fundierung neu legitimiert zu werden brauchte.

26 GILDEMEISTER/WETTERER, ebd., S. 227.

der Mythos der Differenz prinzipiell kritisiert und verabschiedet werden könnte, nicht gibt[27].

Vergegenwärtigt man sich zum Schluss noch einmal die für Schülerinnen so nachteiligen Ergebnisse des koedukativ geführten Unterrichts, dann scheint mir eine Geschichte über das Geschlecht tatsächlich noch nicht zu Ende erzählt zu sein, die Geschichte nämlich, dass es über Jahrhunderte allein Männer waren, die sowohl das an Schulen und Universitäten vermittelte Wissen als auch unsere Konzeptionen von Kultur, Politik, Wirtschaft und Arbeit prägten und inhaltlich bestimmten. Vor diesem Hintergrund auf das Geschlecht als Analysekategorie verzichten zu wollen, würde sicherlich nicht zur Auflösung, jedoch zu einem umso subtileren Fortschreiben von Herrschaftsstrukturen führen[28]. Zwar scheint mir der Hinweis, dass ein Operieren mit der Kategorie ‹ Geschlecht › das Risiko der Essentialisierung in sich trägt, nicht gänzlich unberechtigt, jedoch auch keineswegs zwingend zu sein. Denn eine Kategorie muss nicht auf eine ihr zugrundeliegende Essentialität oder Identität verweisen[29], um eine *spezifische* Kohärenz und Aussagekraft beanspruchen zu können.

Die Schwierigkeiten mit der Kategorie ‹ Geschlecht › sind von daher auch nicht durch einen methodologischen Diskurs allein zu lösen. Da letztlich, um mit Foucault zu sprechen, « alles gefährlich ist »[30],

27 Hilge LANDWEER, « Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Ueberlegungen zur sex/gender-Unterscheidung », in : *Feministische Studien* 2 (1993), S. 34-43, S. 43.

28 In diesem Zusammenhang stimmt es mich auch nachdenklich, wenn der Soziologe Stefan Hirschauer das ihm zufolge für feministische Theorie charakteristische, aber begrenzte « Vertrautheitswissen aus der Betroffenheit der Alltagserfahrung heraus » hinter sich lassen möchte und zur « distanzierten Beobachtung » (ebd., S. 66) aufruft, um der Möglichkeit wieder eine Chance zu geben, « ohne ein Geschlecht zu sprechen, zu denken und zu handeln » (ebd., S. 65) – ein Wunsch, der in einem neuen, eigenartigerweise feministischen Kontext die allzu bekannte Überzeugung des männlichen Wissenschaftlers auferstehen lässt, « ein transzendentales und objektives, sexuell neutrales Subjekt » zu sein (Sarah KOFMAN, *Rousseau und die Frauen*, Tübingen 1986, S. 39).

29 So stellt Butler die Verwendung der Kategorie ‹ Geschlecht › in der feministischen Theorie allzu einseitig dar, wenn sie dieser allgemein unterstellt, das Geschlecht als « bruchlose » Identitätskategorie zu definieren und die Frauen als « kohärentes festes Subjekt » (ebd., S. 20/21) zu denken.

30 Michel FOUCAULT, « Zur Genealogie der Ethik : Ein Überblick über laufende Arbeiten », in : H. L. DREYFUS/P. RABINOW (Hg.), *Michel Foucault.* Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik (1982), Frankfurt a. M. 1987, S. 268.

fordert der Umgang mit ‹ explosiven › Kategorien eher Sensibilität für den theoretischen und praktischen Kontext, darin sie Verwendung finden, als eine « Allianz mit einer wahren Theorie »[31].

Diese Sensibilität scheint mir für eine praxisorientierte Disziplin wie die Pädagogik besonders gefordert zu sein. Denn hier kommt es m.E. vor allem darauf an, die für eine spezifische gesellschaftliche Situation jeweils angemessene Strategie zu wählen. Eine theoretische Debatte wie diejenige um die Kategorie ‹ Geschlecht › kann in bildungspolitischen Fragen denn auch keinen normativen Anspruch haben. In der Komplexität aber, mit der sie diese Kategorie reflektiert und neu zu formulieren sucht, sowie in der Sensibilisierung, welche sie für die jeweils sich daraus ergebenden theoretischen und praktischen Konsequenzen schafft, nimmt die Theoriedebatte die wichtige Funktion ein, die Wachsamkeit gegenüber möglichen Fallen innerhalb der Geschlechterpolitik zu fördern und blinde Flecken erkennen zu helfen.

Vor diesem Hintergrund ist für mich auch die Gleichheits-Differenz-Debatte nicht als überlebt zu betrachten, da ich davon ausgehe, dass es zumindest heute noch Gleichheit und Differenz der Geschlechter miteinander zu vermitteln gilt.

Ein Vorschlag übrigens, wie eine solche Vermittlung für das Klassenzimmer aussehen könnte, klingt in den schon vor zwanzig Jahren geäusserten Worten des Pädagogen Martin Wagenschein an: « Ich habe im Koedukationsunterricht immer die Erfahrung gemacht: Wenn man sich nach den Mädchen richtet, ist es auch für Jungen richtig, umgekehrt aber nicht »[32], – eine Form, geschlechtsaffirmative Politik zu betreiben, ohne gleichzeitig die starre Dualisierung der Geschlechterunterschiede zu zementieren, die ich mir in der heutigen Situation durchaus auch für andere gesellschaftliche Bereiche vorstellen könnte.

31 Susan BORDO, « Feminism, Postmodernism, and Gender-Scepticism », in: L. J. NICHOLSON (Hg.), *Feminism/Postmodernism*, New York/London 1990, S. 133-156, S. 140.

32 Zitiert bei HORSTKEMPER, ebd., S. 109.